

Tagsüber gingen wir Kajak fahren, wandern oder ins Freibad, abends stöberten wir im Buchladen im Zentrum oder fuhren mit unseren Skateboards auf einem leeren Parkplatz am Strand herum. Unsere Freundschaft war leicht und unkompliziert. Sie war aus den Umständen geboren, unter denen wir lebten. Sasha war da. Ich war da. Doch sie verstand mich nie so, wie ich es mir von einer besten Freundin erhofft hatte. Zum einen gefiel es ihr, zu Hause unterrichtet zu werden. Im Gegensatz zu mir bettelte sie nicht ständig ihre Eltern an, sie auf eine staatliche Schule zu schicken. Sie hatte nicht dieses

Gefühl, etwas zu verpassen.

Da ich kein Handy haben durfte, aus Gründen, die von Krebs bis hin zu Sehnenscheidenentzündungen reichten, blieb Sasha und mir nach meinem Umzug nichts anderes übrig, als per Brief in Kontakt zu bleiben. Den gesamten April und auch noch im Mai überwachte ich unseren Briefkasten wie die besorgte Ehefrau eines Soldaten im Zweiten Weltkrieg und wartete gebannt auf einen mit Glitzerstift beschriebenen Umschlag. Leider sind Teenager nicht sonderlich gut darin, ohne Handy in Kontakt zu bleiben, und so wurden die Briefe von Sasha mit Beginn des Sommers immer weniger. Aus einmal

pro Woche wurde schließlich nie. Ich kann es ihr nicht verübeln. Immerhin hat sie ihr eigenes Leben. Aber ich vermisse es, jemanden zu kennen, der mutig genug wäre, am Strand zu der Gruppe Jugendlicher zu gehen, die sich auf ihren Handtüchern aalen. Sie würde ihnen einfach irgendwelche Fragen stellen, durch die wir beinahe normal und cool genug rüberkämen, um mit uns befreundet zu sein.

Jetzt, wo das neue Schuljahr begonnen hat, haben meine Eltern auch hier wieder Kontakt zu anderen Eltern aufgenommen, die ihre Kinder zu Hause unterrichten, und ich hoffe sehr, auf gemeinsamen

Wanderausflügen ein paar neue Freunde zu finden.

Bis dahin sehe ich den anderen eben von außen zu, wie sie ein Leben haben.

Wie zum Beispiel heute Morgen, als ich die Viertelstunde zwischen meinem Weckerklingeln und unserem Unterrichtsbeginn um acht damit verbracht habe, durch mein Zimmerfenster die knallgelben Schulbusse zu beobachten, die an der Haltestelle der Playa Bonita Highschool hielten und eine Horde Schüler auf den Gehsteig spuckten. Andere kamen mit dem Fahrrad oder ihren Skateboards angefahren. Die Älteren aus der Mittel- und

Oberstufe führen in voll bepackten Autos mit zwei Freunden auf dem Beifahrersitz und drei auf der Rückbank vor. Da die Stadt selbst jetzt in der letzten Augustwoche immer noch vor Hitze ächzt, trugen alle kurze Hosen oder Sommerkleider.

Dass es ein heißer Tag werden würde, spürte ich an meinen feuchten Achseln und den Schweißrändern, die sich schon beim Aufwachen auf meinem Tanktop gebildet hatten. Wie jeden Morgen schmierte ich mir Deo aus dem halb leeren Einmachglas, das auf meiner Kommode steht, unter die Achseln. Es klumpt, klebt und hinterlässt